

## **Predigt am Ostersonntag 2012 von Pfarrer Dr. Bernhard Neuschäfer in der Evangelischen Immanuelkirche Königstein im Taunus**

Mit uns allen sei der Friede, den Christus bringt, Amen.

„Auf, mein Herz, des Herren Tag,  
Hat die Nacht der Furcht vertrieben:  
Christus, der im Grabe lag,  
Ist im Tode nicht geblieben.  
Nunmehr bin ich recht getröst,  
Jesus hat die Welt erlöst.“

Liebe Gemeinde,

konzentrierter und schlichter als in diesen Versen lässt sich nicht zum Ausdruck bringen, was die österliche Botschaft von der Auferstehung Jesu von den Toten in unseren Herzen bewirken möchte: eine von Vertrauen und Zuversicht getragene Gewissheit, dass gegen allen Augenschein das menschliche Leben nicht im Tode endet und dass einer geradezu erdrückenden Wucht von Erfahrungen von Gewalt, Ungerechtigkeit und Todeswüten zum Trotz diese Welt Gottes gute und mit ihm versöhnte Schöpfung bleibt.

In diesem Sinne „recht getröst“: das wären wir wohl alle gerne und fühlen zugleich, wie schwer uns das fällt. Aktuelle Bilder, wie etwa die anhaltende Gewalt in Syrien, oder bereits zurückliegende Eindrücke, wie zum Beispiel das schreckliche Busunglück der belgischen Schulkinder in der Schweiz, bringen uns auf verstörende Weise zu Bewusstsein, wie destruktiv der Tod ist, welch unendliches Leid und Unglück er hervorbringt und wie sehr wir, beherrscht von seiner Macht, kleinlaut und verzagt werden – zumindest wenn wir es nicht auf eine Meisterschaft im Verdrängen anlegen. Aus weiter Ferne dringen die eingangs zitierten Verse aus einem um 1700 entstandenen Osterlied des Breslauer Pfarrers Caspar Neumann an unser Ohr, und vielleicht ergeht es uns im Augenblick so ähnlich wie dem Doktor Faust, der sich beim Vernehmen der Osterleise „Christ ist erstanden“ eingestehen muss: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.“

Überhaupt ist dies ja der besondere Zwiespalt, der stets an Ostern aufbricht: Auf der einen Seite steht: Wir vernehmen den urchristlichen Ruf „Der Herr ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden“; wir hören die eindringlichen Osterzeugnisse des Paulus und der Evangelisten; wir singen die wunderschönen Osterlieder, lauter kostbare Perlen aus unserem evangelischen Kirchengesangbuch; und wir empfinden dankbar, dass sich die Botschaft von dem Sieg des Lebens über den Tod in der immer frühlingshafter werdenden Natur versinnbildlicht.

Auf der anderen Seite aber gilt: im Untergrund, mitunter vielleicht sogar im Vordergrund, beunruhigt uns die Frage, ob und wie die neutestamentliche Kunde

von der Auferstehung Jesu einer historischen und auch naturwissenschaftlichen Wirklichkeitsprüfung standhalten kann? Unsere zweifelndes Nachfragen wird kaum noch in den Vorwurf münden, den heidnische Philosophen in der späten Antike und in der frühen Neuzeit erhoben haben und den mancher Christumskritiker auch heute noch – natürlich mit dem Anspruch auf absolute Originalität – meint, unbedingt wieder aufwärmen zu müssen: den Vorwurf, sage ich, es handele sich bei der vermeintlichen Auferweckung Jesu von den Toten um einen bewusst herbeigeführten Schwindel, inszeniert von den Anhängern Jesu und später aufrechterhalten von den Pfaffen, um das Scheitern des Wanderpredigers aus Nazareth in einen Sieg umzumünzen und die Macht der sog. christlichen Amtskirche zu etablieren. Das ist barer Unsinn. Es besteht nicht der geringste Grund, die Lauterkeit der urchristlichen Zeugen in Zweifel zu ziehen. Sie glaubten fest, was sie verkündigten: dass Gott den Gekreuzigten nicht im Tode gelassen, sondern von den Toten auferweckt habe, dass also der gekreuzigte Jesus zum auferstandenen Christus geworden sei. Nur, so möchten wir fragen, nur: gründet dieser Glaube auf einem glaubwürdigen Fundament? Und wie steht es, wenn man das als moderner-spätmoderner Mensch einfach nicht mehr glauben kann? Darf man sich dann trotzdem noch als Christ verstehen? Darum, I.G., schwingt bei denen, die es sich nicht so leicht machen können, in aller Osterfreude auch immer eine gewisse Betretenheit mit. Was den ersten Christen als eine befreiende Glaubenserfahrung galt, erscheint vielen ernsthaft Fragenden heutzutage als ein bedrückendes Glaubensgesetz. Damit stehen wir vor der Kernfrage, der unser gemeinsames Nachdenken heute am Ostermorgen gilt: Wie könnte für uns der Glaube an Jesus den Auferstandenen zu einem erreichbaren Inhalt unseres persönlichen Glaubens werden, ohne dass einem mehr abverlangt wird, als man geben kann?

## II.

Ein eindrucksvolles Beispiel, wie jemand die Osterbotschaft nicht völlig verabschiedet, auch wenn er sie im eigentlichen Sinne nicht glauben kann, zeigt die bereits angeklungene 'Nachtszene' im ersten Teil von Goethes Faust-Tragödie. Wir treffen in dieser Szene auf einen Menschen, der sich bohrenden Fragen nach dem Sinn seines Lebens ausgesetzt sieht. Wie allen, die sich nach Wissen und Erkenntnis streben, ist dem gelehrten Doktor Faust schmerzhaft bewusst geworden, dass jede Erweiterung des Wissens – um sie hatte er sich sein bisheriges Leben lang bemüht – dass, sage ich, jede Erweiterung des Wissens immer neue Räume des Nichtwissens eröffnet. Diese Einsicht führt Faust zu einem übertrieben negativen Fazit: „Ich sehe, dass wir nichts wissen können! Das will mir schier das Herz verbrennen!“ Dass der menschlichen Erkenntnisfähigkeit, selbst wenn sie höchste Stufen erreichen kann, dennoch Grenzen gezogen bleiben, empfindet Faust als eine unerträgliche Kränkung. Handfestere Kränkungerfahrungen kommen hinzu: Faust fühlt sich angesichts seiner großen Intelligenz zutiefst benachteiligt, weil er es nicht zu materiellen Wohlstand gebracht hat. Er vermisst die Anerkennung, die ihm von Seiten seiner Mitmenschen vorenthalten wird. Er hält sich für einen von seiner Umwelt völlig

unverstandenen Einzelgänger und sieht sich vollkommen isoliert. Im Grunde weiß er nicht, wozu er eigentlich noch auf der Welt ist. Er sehnt sich nach einem ganz anderen Leben, ergeht sich in Größenphantasien und sieht zugleich keinen wirklichen Weg, wie er zu diesem ersehnten Leben kommen könnte. Auf geradezu beklemmende Weise nimmt Goethe in dieser Szene und in diesem Drama, das im 16. Jh. spielt, die Situation des modernen narzisstischen Menschen vorweg, der sich zwischen Allmachtswahn und Ohnmachtsdepression hin und her schwankt. Nach einem gescheiterten Verzweiflungsversuch, sich mit Hilfe der Magie seines Größenselbst zu vergewissern, beschließt Faust seinen Selbstmord. Da ertönen die Glocken des Ostermorgens, und er vernimmt überirdischen Chorgesang, in den sich die Stimmen der Frauen am Grabe Jesu mischen:

„Christ ist erstanden!  
 Mit Spezereien  
 Hatten wir ihn gepflegt,  
 Wir, seine Treuen,  
 Hatten ihn hingelegt;  
 Tücher und Binden  
 Reinlich umwanden wir,  
 Ach! Wir finden  
 Christ nicht mehr hier.

Christ ist erstanden!  
 Selig der Liebende,  
 Der die betrübende,  
 Heilsam<sup>1</sup> und übende  
 Prüfung bestanden.“

Faust hört die Botschaft, er spürt und beklagt seine Unfähigkeit, ihr Glauben schenken zu können. Und doch: Er bleibt nicht unbeeindruckt von diesem österlichen Gesang. Erinnerung an seine Kindheit und Jugend steigt in ihm auf, als er dieser „holden Nachricht“ mit kindlich-gläubigen Herzen noch vertrauen konnte. In der Vergegenwärtigung dieser Kindheitsgeborgenheit wird er von dem Ruf des Lebens überwältigt und ändert seinen Selbsttötungsbeschluss: „Erinnerung hält mich nun mit kindlichem Gefühle/Vom letzten, ernsten Schritt zurück.“

Ein aus der Tiefenschicht der Kindheitserinnerung herauf beschworenes Grundvertrauen, dass mit Jesu Überwindung des Todes das Sein des Menschen zum Leben und nicht zum Tode bestimmt ist, nimmt der Selbstausslöschung die gefährlich-faszinierende Attraktivität. Immerhin: die zwar nicht mehr geglaubte, aber in der kindlichen Erinnerung aufbewahrte Osterbotschaft hält einen Menschen vom Selbstmord ab. Oder gar von einem erweiterten Selbstmord im Stile eines Amoklaufs, in dem Jugendliche und Erwachsene unserer Tage ihre Kränkungs- und Ohnmachtserfahrungen eskalieren lassen. Wollte Gott, die Zahl der Menschen, die zumindest in ihrer Kindheit vom Osterglauben erfüllt gewesen sind, nähme nicht ab, sondern zu! Und doch gilt für Faust: zu einer

innerlich angeeigneten Glaubensgewissheit, dass die Auferstehung Jesu dem Tode die Macht genommen hat und ein neues Leben in der Gemeinschaft mit Gott eröffnet, vermochte er sich nicht aufzuschwingen. Und so nimmt die Tragödie ihren Lauf: Faust, von Lebensgier und Überschreitung der dem Menschen gesetzten Grenzen getrieben, schließt einen Pakt mit dem Teufel.

### III.

Wo die Osterbotschaft hingegen tatsächlich zum Grund einer radikalen Glaubensgewissheit wird, das geben uns die ersten Zeugen der Auferstehung aufs klarste und bewegendste zu erkennen.

Freilich: wenn wir uns zunächst an das sog. älteste Osterevangelium nach Markus halten – wir haben es Altarlesung gehört –, so drängt sich der Eindruck auf, nicht Glaubensgewissheit, sondern blankes Entsetzen habe die Frauen angesichts des leeren Grabes ergriffen. Daran ist sicher richtig, dass sich in der frühen Christenheit durchaus ein Bewusstsein entwickelt hatte, welche ungeheuerliche Zumutung es für das alltägliche Empfinden und Denken bedeutete, an Jesus den Auferstandenen zu glauben.

Indem wir uns jetzt für einen Moment doch auf die Ebene historischen Fragens und Prüfens begeben, müssen wir uns klarmachen, dass die Erzählung des Markus von den Frauen, die auf das leere Grab Jesu stoßen, nicht zu den ältesten Zeugnissen der Auferstehung gehört. Wir haben es hier nicht mit einem nacherzählten Augenzeugenbericht zu tun, vielmehr mit einer veranschaulichenden und auf ihre Weise anrührenden Legende.

Das älteste Zeugnis von der Auferstehung Jesu findet sich hingegen bei Paulus. Wir haben sein Zeugnis als Epistellesung gehört. Paulus bezieht sich im 15. Kapitel seines 1. Korintherbriefes, den er vermutlich um 55 n.Chr. geschrieben hat, also etwas mehr als 20 Jahre nach der Kreuzigung, auf eine ihm bereits voraus liegende Tradition, von der er sagt, er habe sie ‚empfangen‘. Den Kern dieser Tradition bilde die Aussage, der Auferstandene sei von bestimmten Jüngern und Aposteln, zuerst Petrus, zuletzt Paulus selbst, „gesehen worden.“

Wenn wir dieses Zeugnis des Paulus ernst nehmen, dringen wir zu jener Schicht vor, von der wir behaupten dürfen: sie enthält das, was wir von der Auferstehung Jesu historisch wissen können, nämlich: Der Gekreuzigte tritt als der lebendige Herr in das Leben seiner Jünger und Apostel ein und verwandelt es auf eine Grund stürzende Weise. Was diese Lebenswende kennzeichnet, ist dreierlei:

(1) Die Jünger waren verzweifelt darüber, dass mit Jesu Hinrichtung auch seine Verkündigung vom Reich Gottes zum Untergang verurteilt schien. Nun richten sie sich neu auf in der Gewissheit, dass ihr Herr lebt.

(2) Wie tief diese Gewissheit in das Leben der einzelnen Apostel eingriff, lässt am schönsten an Petrus und Paulus begreifen: Der eine hatte Jesus verleugnet, der andere hat die Jesus-Gemeinschaften erbarmungslos verfolgt. In der Begegnung mit dem Auferstandenen ereignet sich noch intensiver und inniger, was bereits die Begegnungen mit dem irdischen Jesus auszeichnete: Menschen kommen zur Einsicht, dass sie in die Irre gegangen sind. Doch diese Konfrontation mit den eigenen Grenzen führt nicht zu Selbstmordanwandlungen oder Ausbrüchen

exzessiver Lebensgier. Im Angesicht Gottes, den Jesus seinen Vater nannte, wird die Schuld vergeben und ein neues Leben in der Gemeinschaft mit dem auferstandenen Christus eröffnet. Petrus bewährt sich von nun an als tragende Säule der Jerusalemer Urgemeinde, Paulus wird zum Heidenmissionar, der sich von der westasiatischen Küste bis nach Spanien in der Gründung der europäischen Christengemeinden verzehrt.

(3) Das ist ja die eigentümliche und alles andere als selbstverständliche Wirkung, die sich, historisch bezeugt, aus der urchristlichen Glaubensgewissheit: „Unser Herr lebt!“ so rasch weltweit entwickelte: dass diejenigen, die zu dieser Gewissheit gelangt waren, alles daran setzten, diese Botschaft möglichst allen Menschen auszurichten: Der in den Tod Gegebene ist der Lebendige, der Erniedrigte ist der Erhöhte, das Reich Gottes in dieser Welt ist nicht Vergangenheit, sondern Zukunft.

#### IV.

L.G., was uns durch diese knappe Vergegenwärtigung der Glaubensüberlieferung der ersten Auferstehungszeugen deutlich geworden sein mag, befruchtet vielleicht, ersetzt aber nicht unsere eigenen Versuche, uns den Osterglauben anzueignen. Wir sind keine Urchristen. Das spätmoderne Zeitalter mit all seinen faszinierenden Erkenntnismöglichkeiten und deren nicht nur großartigen, sondern auch unübersichtlichen und mitunter beängstigenden Folgen haben wir uns nicht selber als die Zeit ausgesucht, in der sich unser begrenztes irdisches Leben abspielt. Das bedeutet aber nicht, dass der urchristliche Osterglaube für uns allenfalls noch als naiver Kinderglaube in Betracht kommt, an den wir uns in den Krisensituationen unseres Erwachsenenlebens bestenfalls, so wie Faust, irgendwie erinnern können.

Wir müssen und dürfen von der Voraussetzung ausgehen: Die Behauptung „Jesus ist auferstanden!“ ist keine theoretische Wahrheit, die sich von unserer eigenen Lebensüberzeugung isolieren lässt. Sie bezeichnet auch nicht ein räumlich-zeitliches Ereignis, das sich historisch ermitteln ließe oder dass man mit relativ nahe liegenden biologischen Gründen auf billige Weise lächerlich machen dürfte. In der Annäherung an diese Glaubensgewissheit der Urchristen gilt grundsätzlich: „Nein, Vernunft, die muß hier weichen/kann dies Wunder nicht erreichen!“ Wer sein Leben meint, allein auf Vernunftgründe abstützen zu können, mag das gerne tun. Wer wirklich etwas vom Leben versteht, wird eine solche Haltung milde belächeln: Die wichtigsten Dinge unseres Lebens, die Liebe, die Nächstenliebe, das Gelingende im Zusammenleben mit anderen, die Freude an Schönheit in Kunst, Dichtung und Musik sind ja ohnehin nicht Domänen der instrumentellen Vernunft.

Wem dagegen der Anspruch und Zuspruch Gottes etwas bedeutet, wessen Denken und Fühlen über den allernächsten Horizont des Lebensalltags hinausreicht, wer seine Hoffnung nicht ausschließlich auf sich selber oder

Menschenwerk setzt, der wird als Erfahrung bestätigen: in der Zwiesprache mit Gott finden wir zu einer Aufrichtigkeit, die uns gegenüber keinem Menschen so möglich ist. Uns wachsen in schwierigen Situationen Kräfte zu, für die es keine vernünftigen Gründe gegeben hätte. Wir überwinden durch die Ermutigung Gottes unseren allzu menschlichen Kleingeist und finden manchmal zu einer Seelengröße, die uns von Natur nicht unbedingt zu Gebote steht. Und in diese lebendige, stärkende und orientierende Vertrauensbeziehung mit dem in Jesus Mensch gewordenen Gott gehört nun auch, dass wir in den bedrückenden Erfahrungen mit dem Tod dennoch die Hoffnung nicht verlieren: Das letzte Wort hat nicht der Tod, sondern das Leben, nicht die Angst, sondern die Freude, nicht der Streit, sondern der Friede, nicht die Finsternis, sondern das Licht. Gegen alle Tatsachen, die gegen diese Hoffnung sprechen und sie manchmal sogar zum Erliegen bringen, wirft unser unvollkommener Glaube in die Wagschale, dass Jesus uns auf dem Weg durch den Tod vorangegangen und am Ziele ist. In der irdischen Lebensgemeinschaft mit ihm bleiben wir dann auch in der Hoffnung, dass wir wie im Leben so auch im Tode, wie Paulus sagt, „bei dem Herrn sein werden allezeit.“ (1Thess 4,17).

Es fügt sich sehr schön, dass uns unsere diesjährige Osterkantate von Joh. Seb. Bach darin bestärkt, den Glauben an Jesus den Auferstandenen als Ausdruck des Vertrauens zu begreifen, von dem unsere innere Lebensgemeinschaft mit Gott getragen ist. Der Textdichter der Kantate, Christian Friedrich Henrici, genannt Picander, hat seine Dichtung mit dem Titel versehen: „Jesus und die Seele“. Die Berechtigung dieses Titels kommt am deutlichsten in der als Duett zwischen Sopran und Tenor gestalteten Arie zum Ausdruck. Der Tenor repräsentiert dabei die Stimme Jesu, der zu der frommen Seele spricht: „Ich lebe, mein Herze, zu deinem Ergötzen“, worauf die Seele, vertreten durch den Sopran erwidert: „Du lebest, mein Jesu, zu meinem Ergötzen.“ Wer hier innerlich mitgehen kann und sich dann auch die Aufforderung der Bassarie tatsächlich zu Herzen gehen lässt: „Merke, mein Herze, beständig nur dies, wenn Du alles sonst vergisst, dass dein Heiland lebend ist“, der darf von sich sagen, dass ihm die Osterbotschaft „Jesus ist auferstanden“ zu einer persönlichen Glaubenserfahrung geworden ist.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, Amen.

Wir hören nun die Kantate „Ich lebe, mein Herze, zu deinem Ergötzen“, BWV 145 von Joh. Seb. Bach. Die Kantate entstand vermutlich zum 3. Ostertag des Jahres 1729. Wenn diese Vermutung zutrifft, wurde sie am 19. April 1729 im Frühgottesdienst der Nikolaikirche zu Leipzig erstmalig aufgeführt.